

Die Autorin wirft zunächst einen Blick auf die etymologische Wortherkunft, um **Bd. (Band)** in seinem historischen Artikelspektrum zu beleuchten. Anschließend diskutiert sie die gegenwärtigen Gebrauchsweisen des Begriffs und seiner Abkürzung in der Forschungspraxis unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen.

Die Abkürzung **Bd.** steht in der akademischen Welt gemeinhin für Band, also ein Element eines aus mehreren Bänden bestehenden größeren Gesamtwerks. Ein Band kann ein Buch sein, als Teil eines größeren Druckwerks oder gar einer ganzen Bibliothek, oder aber zu einer zeitlich eingegrenzten beziehungsweise offenen Schriftenreihe gehören, also zu einer Sammlung etwa von Artikeln oder Gedichten. Solch fortlaufende Sammelwerke, auch Periodika genannt, enthalten in der Regel nach Zeitpunkt der Veröffentlichung gereichte und durchnummerierte Hefte oder Bände, wie beispielsweise wissenschaftliche Zeitschriften. Im Gegensatz dazu enthält das Gesamtwerk von Autor*innen oftmals nach Themen oder Lebensabschnitten geordnete und kuratierte Bände, welche wiederum aus Einzelwerken zusammengestellt werden können. Ähnlich werden Schriftenreihen von Verlagen anhand thematischer oder institutioneller Schwerpunkte in Bänden herausgegeben, die sich auch durch ein einheitliches Erscheinungsbild auszeichnen. Die Herausgabe eines solchen Gesamtwerks ruft zum Teil gegensätzliche Reaktionen hervor: Einige erfreuen sich, dass ein neuer Wissensbestand systematisiert abgeschlossen wurde und sie ein weiteres nummeriertes Werk in ihre Sammlung aufnehmen können; andere hingegen sehen darin Geschäftemacherei, indem bereits erschienene Werke nochmals unter neuem Namen verkauft werden (Eriksson/Helesson 2017).

Die Abkürzung **Bd.** findet sich hauptsächlich in Bibliografien und Literaturlisten und ist – obwohl sie das Wort bloß um zwei Buchstaben reduziert und durch das Hinzufügen eines Punktes nur wenig Platz spart – immer noch geläufig. Im Bibliothekswesen füllen Anleitungen zur Erfassung und Verwendung der Band-Informationen viele Seiten der Regelwerke zur Katalogisierung. Man unterscheidet unter anderem zwischen mehrbändigen Gesamtwerken, Bänden von Zeitschriften, zeitschriftenartigen Reihen und Zeitungen sowie Bänden von Lieferungswerken und Loseblattausgaben. In einschlägigen Foren wird zum Band einiges berichtet, so ist man mitunter mit dem Problem konfrontiert, dass fehlerhafte Eingaben der Gesamtwerkstiel dazu führen, die Nummerierung der Bände durcheinander zu bringen. Die Bandangabe setzt sich zusammen aus der Bandbezeichnung und der Bandzählung und ist durchaus komplex: Die Paragraphen, die die Bandangabe bestimmen, füllen neun Seiten

der Katalogisierungsregeln für wissenschaftliche Bibliotheken der Deutschen Nationalbibliothek (2006: §168ff.). Es scheint demnach, als hätte es die Bibliothekswissenschaft geschafft, die potenzielle Mehrdeutigkeit des Begriffs *Band* mit Hilfe der Abkürzung zu standardisieren und in einen terminus technicus zu überführen. Wir – die geschätzten Leser*innen und ich – wollen uns daher nun etwas tiefergehend mit der Begrifflichkeit auseinandersetzen und werden dafür zunächst einen Blick auf die etymologische Wortherkunft werfen, um Band in seinem historischen Artikelspektrum zu beleuchten. Dementsprechend an kontextueller Semantik angereichert, wird es danach wesentlich aufschlussreicher sein, die gegenwärtigen Gebrauchsweisen des Begriffs und seiner Abkürzung in der Forschungspraxis zu diskutieren.

Begriffsgeschichte

Der Begriff *Band* im deutschen Sprachgebrauch zu Beginn des 21. Jahrhunderts weist auf das alt- sowie mittelhochdeutsche Wort *bant* (Pfeifer 1993). Dieses bezeichnet vorwiegend eine Fessel oder einen Strick, jedenfalls etwas, das zum Binden diene. Das althochdeutsche Wort *bintan* meinte im achten Jahrhundert „umwinden, verknüpfen, fesseln“, etwa im Zusammenhang mit dem Verbinden von Verletzungen oder auch dem Binden von Fässern auftretend. Als neutrale oder maskuline Form geht der Begriff des Bandes im Germanischen weiter auf den wesentlich älteren indoeuropäischen Wortstamm *banda* zurück, verwandt mit dem altindischen Wort *bandhāḥ*, welches ebenfalls für etwas, das bindet oder verbindet – spezifischer auch für Verwandtschaft – stand. Weitere hier anknüpfende Verweise zeigen auf die griechischen Worte

„*pēisma* (πείσμα) ‚Tau, Seil‘, [oder auch] *pen-therós* (πενθερός) ‚Schwiegervater‘ (auf die durch Heirat entstehende Bindung bezogen), [und das lateinische Wort] *offendix*, ‚der Priester-mütze‘“ (ebd.).

Dazu in einem dualen Verhältnis von Gegensatz und Verbindungsstiftung stand damals wie heute das *Entbinden*: Schon früh trat diese Bezeichnung im Niederhochdeutschen vorwiegend im metaphorischen Zusammenhang auf und bezeichnet neben Lossprechen und Befreien auch Gebären. *Enpindung* wurde im 14. Jahrhundert für die Absolution von Sünden sowie für Erklärung verwendet, während der Begriff *firbintan* bereits um das Jahr 1.000 neben *zusammenfügen* auch *verpflichten* meinte. Im 15. Jahrhundert bezeichnete im mittelniederdeutschen Gebrauch *vorbindinge* zunehmend auch Verbindung im Sinne eines Bündnisses

oder eines Verbands. Das Band war nicht mehr nur „eine Wunde bedeckende, schützende Binde“ (18. Jahrhundert), sondern zeigte auf die Verbindungen in einer „Gruppierung, Vereinigung, Organisation“ (19. Jahrhundert) (ebd.). Auch der Verwendungskontext des Begriffs *Band* selbst wandelte sich im Verlauf der Jahrhunderte, wie Pfeifer (1993) oder vor ihm auch schon Kluge (1883) darlegen: Mit Bändel wurde um das Jahr 1.000 etwa ein schmales, bewegliches Band bezeichnet. Im 19. Jahrhundert war die Verwendung bereits viel breiter, so sprach man von einem Band oder Bandeisen, wenn man ein „dünn gewalztes, bandförmiges Eisen“ meinte, *der* Band oder der Bandwurm wurde der im Darm schmarotzende lange Plattwurm genannt (Pfeifer 1993). Ein Band im Körper bezeichnete ein Bindegewebsbündel aus Fasern – man erkannte damals, dass solche Bänder Knochen mit anderen Knochen verbanden, um Gelenke zu bilden. Dabei wurde klar, dass einige Bänder die Beweglichkeit von Gelenken einschränken oder bestimmte Bewegungen ganz verhindern konnten. Im 20. Jahrhundert kamen zu diesen Begriffen des Bandes noch das Bandmaß – ein Messband –, das Tonband – ein Magnetband für die Aufnahme von Schallwellen –, und mit ihm die Musikband dazu. Wann genau die Räuberbande auf der etymologischen Bildfläche erschien, ließ sich leider nicht eruieren.

Doch kommen wir nun ohne weitere Umschweife zurück zum terminus technicus **Bd.**, dessen erstes Auftreten im deutschen Sprachgebrauch sich für die vorliegende Untersuchung leider ebenfalls nicht genau bestimmen ließ. Man weiß jedoch, dass das Binden von Büchern und das Gestalten von Einbänden als Deckel und Rücken von Büchern für die Wortbedeutung von **Bd.** (Band) wohl den Ausschlag gegeben hat, im Deutschen wie im Französischen (Kluge 1883). Die englische Entsprechung für *Band volume* geht wiederum auf das Französische zurück: Der altfranzösische Begriff *volumen* – welcher sowohl für Umfang und Größe als auch für eine beschriebene Pergamentrolle steht – verweist auf den analogen lateinischen Begriff, der *die Rolle* und das, was gerollt wird, meint, also einerseits den Inhalt, als auch andererseits den Umfang seines Trägers bezeichnet (Hoad 1993). Die Bedeutung von Band als „Buch, das Teil einer Serie ist“ scheint im Englischen im 16. Jahrhundert entstanden zu sein, im Kontext der Revolution durch die Erfindung der Druckerpresse. Die neu gewonnenen Möglichkeiten, Bücher massenhaft zu vervielfältigen, schufen neue Organisationsformen und erlaubten es Autoren (und erst später auch Autor*innen), in Bänden zu kommunizieren. Nicht zuletzt könnte auf diese Zeit auch der Begriff des Wälzers zurückgehen, welcher auch heute noch gerne synonym für ein mehrbändiges Werk in der Literatur

verwendet wird. Während im Wälder das lateinische *volumen* mitschwingt, bezeichnet die Schwarte seit dem 17. Jahrhundert umfangreiche Bücher mit dickem Ledereinband, in denen man schmökert. Soweit die kurze etymologische Rückschau. Für die folgende weitere Beleuchtung des Begriffs **Bd.** (Band) im wissenschaftlichen Gebrauch sind hier nun zusammenfassend folgende historische Bedeutungen und Zusammenhänge von Belang: Die Unterteilung einer Sammlung von Einzelwerken in Bände zeigt auf die damit einhergehenden Systematisierungsbestrebungen von Wissensbeständen. Diesen Aspekt werden wir gleich im Hinblick auf die Vermessung von wissenschaftlichem Wissen und den Verbindungen von Wissen weiter erläutern, denn die auf **Bd.** Information angewiesene Bibliometrie liefert die heute maßgeblichen Bewertungsinstrumente in der Wissenschaft. Weiter führt die Auseinandersetzung mit dem Band zu wichtigen Hinweisen, was die unterschiedlichen Formate und Volumen der wissenschaftlichen Kommunikation in den Disziplinen betrifft. Zuletzt werfen wir noch einen Blick auf das allseits beliebte Format des Sammelbandes und damit auf eine besondere Form der Bande, ehe wir uns mit den Politiken der damit verbundenen Publikationsmärkte beschäftigen.

Publikationspraktiken

Da der Fokus der vorliegenden Sammlung auf zeitgenössischen Forschungspraktiken liegt, erscheint es nun angemessen, die Verwendungsweisen von **Bd.** vom Sprachgebrauch auf den Forschungsalltag zu übertragen und genauer zu erläutern, wo Band, Bände, Verbindungen und Verbände in diesem Kontext eine Rolle spielen. Halten wir nochmals kurz fest: Ein Band stellt eine bestimmte Art dar, Wissen zu formatieren, zu speichern und weiterzugeben (siehe (b)cc, Lorenz 2023). Im wissenschaftlichen Alltag begegnen wir der Abkürzung **Bd.** hauptsächlich in Literaturlisten und Bibliografien als Referenz. Auch Bände selbst tragen in ihren eigenen Bezeichnungen oftmals die Abkürzung mit, selten direkt im Titel, aber oft nachfolgend auf Seite 2, im Zuge der Nennung der Urheberrechte und der angemessenen Kataloginformation. Während in der angewandten Forschung technische Manuskripte und Patente den Output dominieren, der selten in Form von Bänden erscheint, versammeln Bände aus der akademischen Forschung unter anderem Journalbeiträge in zeitlicher Ordnung, Bücher als Gesamtwerte oder Werksausgaben in zeitlicher oder thematischer Sortierung oder eine bestimmte Autor*innenschaft unter einer gemeinsamen thematischen Schwerpunktsetzung. Würde man das Wissenschaftssystem seit dem 17. Jahrhundert nur anhand der wissenschaftlichen Publikationsmärkte charakterisie-

ren, so könnte man seit dem 20. Jahrhundert – und erst recht seit der Digitalisierung – von einer beispiellosen Erfolgsgeschichte berichten: Wachstum, wohin das Auge blickt. Von den ersten wissenschaftlichen Journals wie dem französischen *Journal des sçavans* (etabliert im Jahre 1665, mit Unterbrechungen bis 2016 erschienen) oder den *Philosophical Transactions* der Britischen Royal Society (welche heute bei Band 379 stehen und viele tausende Artikel veröffentlicht haben) ist es ein weiter Weg gewesen. Marktanalysen sprechen heute von mehr als neun Millionen Forscher*innen, die um die zwei Millionen englischsprachigen Artikel pro Jahr veröffentlichen, was zu mehr als drei Milliarden Volltextdownloads führte. Diese Zahlen wachsen jedes Jahr um circa drei Prozent, die unterschiedlichen Zugangsformen – wie Open Access oder nicht – sind hierbei noch nicht berücksichtigt (STM Report 2018; Europäische Kommission 2019). Die Qualitätskontrolle war bei diesen Publikationen anfangs nicht so zentral, das heute gängige Peer-Review-System entwickelte sich erst im 18. Jahrhundert als Begutachtungsform durch die Herausgeberschaft, externe Gutachten kamen vermehrt im 19. Jahrhundert auf und wurden erst gegen Mitte des 20. Jahrhunderts zum Standard (siehe auch **Hg.**, Krebbe 2023; **Hrsg.**, Schiefner-Rohs 2023). Die Organisation des Peer-Reviews, die Auswahl und Bewertung der eingelangten Artikel sowie das Management von Gestaltung und Druck der Zeitschriften verlangten immer mehr Ressourcen, nicht nur von Seiten der Herausgeber*innen, sondern auch von den Wissenschaftler*innen und damit den Autor*innen. Wo bis Mitte des 20. Jahrhunderts noch die wissenschaftlichen Verbände und Vereine Hauptträger sowohl des Herausgebens als auch des Verlegens der Publikationen waren, verlor dieses Modell nach dem zweiten Weltkrieg zunehmend an Bedeutung: Kommerzielle Verlage – bislang eher im Kontext der Populärwissenschaft in Erscheinung getreten und hierbei erfolgreich das Geschäftsmodell des Abonnements aufbauend – rückten weiter vor in die Felder von Wissenschaft, Technik und Medizin. Wissenschaft wurde in dieser Zeit außerdem zum Wettbewerb zwischen verfeindeten Weltmächten, man wollte so effizient und gezielt wie möglich forschen und die vielversprechendsten Köpfe fördern.

Metriken des Wissens

Der Science Citation Index wurde in den 1960er Jahren mit dem Ziel geschaffen, das Outputvolumen des ständig wachsenden und sich differenzierenden Wissenschaftssystems automatisiert und systematisch beobachtbar zu machen. Dazu wurden Zeitschriftenartikel nach Verweisen auf andere Werke durchsucht und diese dann festgehalten und auf Lochkarten

gestanzt. Man folgte damit einer Vorgehensweise aus dem Rechtsbereich, bei der Berichte über Gerichtsentscheidungen ähnlich systematisiert wurden. Für die erfolgreiche Automatisierung von zentraler Bedeutung war die Standardisierung der Verweisformen, wobei auch der Unterschied zwischen Zitat und Referenz zu klären war:

„Es scheint mir sehr schade zu sein, einen guten Fachbegriff zu verschwenden, indem man die Wörter Zitat und Referenz austauschbar verwendet. Ich schlage daher vor und übernehme die Konvention, dass, wenn Papier R eine bibliographische Fußnote enthält, die Papier C verwendet und beschreibt, dann enthält R eine Referenz auf C, und C hat ein Zitat von R. Die Anzahl der Referenzen, die ein Papier hat, wird durch die Anzahl der Einträge in seiner Bibliografie als Endnoten, Fußnoten usw. gemessen, während die Anzahl der Zitate, die ein Papier hat, gefunden wird, indem man es [in einem] Zitationsindex nachschlägt und sieht, wie viele andere Papiere es erwähnen“ (De Solla Price 1986: 284, Übersetzung K.M.).

Der vermehrte wissenschaftliche Output und die strengerer Qualitätskontrollen im Peer-Review führten jedenfalls dazu, dass Autor*innen die von ihnen verwendeten Quellen zitierten, etwa um ihre Behauptungen und Argumente zu untermauern, um auf weitere Informationen zum Thema hinzuweisen, oder auch, um das zitierte Wissen zu kritisieren oder zu falsifizieren. Während man die Bedeutung des Verweises nicht standardisieren konnte, so war es aber zumindest möglich, die bibliografische Information zur Quelle über eine Zeitschrift hinweg zu vereinheitlichen, etwa durch das Einführen von Konventionen, ob Namen ausgeschrieben werden sollten, wo die Jahreszahl zu positionieren oder Anmerkungen als Fußnoten darzubieten sind. Die vermehrte Verwendung von **Bd.** ist ebenfalls auf diese Zeit zurückzuführen. Die Standardisierung der Quellenangaben diente fortan der besseren Auffindbarkeit von Zitaten und bildete damit die Grundlage für eine neue Art der Vermessung von Wissensproduktion.

Der damit begründete relationale Fokus auf die Zitation, also auf die gesetzte Verbindung zu anderen Werken oder anderen Autor*innen, sollte fortan die Kommunikationsweise wissenschaftlichen Wissens revolutionieren und die Geschäftsmodelle kommerzieller Wissenschaftsverlage dominieren. Aus dem Science Citation Index entwickelte sich bald eine Metrik zur Bewertung wissenschaftlicher Zeitschriften: der Journal Impact Factor. Dieser Faktor ist ein Maß für die Häufigkeit, mit der ein durchschnittlicher Artikel einer Zeitschrift in einem bestimmten Jahr zitiert

wurde. Er wird verwendet, um die Wichtigkeit oder den Rang einer Zeitschrift zu messen, indem die Häufigkeit berechnet wird, mit der ihre Artikel zitiert werden. Zeitschriften mit hohem Impact-Faktoren wurden zu begehrten Publikationsorganen und konnten daher ihre Preise erhöhen. Zusätzlich konnten im Wissenschaftsbereich besonders hohe Gewinnmargen erzielt werden, denn Autor*innen wie Gutachter*innen, oft sogar die Herausgeber*innen, nahmen die Aufgaben entweder ehrenamtlich wahr oder wurden bereits durch öffentliche Gelder gefördert. Ferner fielen mit der Digitalisierung zunehmend die Druckkosten weg. Die damit einhergehende Verlagerung der kommerziellen Transaktionen vom Kauf von Werkkopien hin zur Aushandlung von Zugangsrechten (Lizenzierung) brachte neue Geschäftsmodelle mit sich (etwa Open Access Fees). Zusätzlich konnte man wesentlich einfacher erfolgreiche mit weniger erfolgreichen Zeitschriften in Bündel schnüren und den Bibliotheken Zugang zu ganzen Kollektionen verkaufen. Diese Impact-Metrik basierend auf der Idee des wissenschaftlichen Verweises trug nicht nur dazu bei, den Wettbewerb unter den wissenschaftlichen Zeitschriften neu zu organisieren, sondern auch die Bewertung von Forschungsleistungen stark an diese Logik anzupassen. „Publish or perish“ (Coolidge 1932: 308) – veröffentlichen oder untergehen – in diesem Ausdruck werden die Optionen der wissenschaftlichen Karriereplanung auf den Punkt gebracht: In vielen Disziplinen zählt heute die Häufigkeit des Publizierens und Zitiertwerdens in anerkannten wissenschaftlichen Zeitschriften als wirksamste Demonstration von Forschungsleistung. Solchermaßen erfolgreiche Veröffentlichungen von Forschungsergebnissen bringen sowohl den Wissenschaftler*innen als auch ihren Institutionen die Aufmerksamkeit, die sie benötigen, um wiederum die nötigen Gelder für ihre Tätigkeiten akquirieren zu können. Veröffentlichungen und Zitationen werden demnach heute als wichtigster Maßstab für wissenschaftliche Kompetenz und als zentrales Kriterium für die Rekrutierung von Wissenschaftler*innen herangezogen. Wissenschaftler*innen, die nur selten publizieren und wiederum weniger zitiert werden – oder sich gar auf Tätigkeiten konzentrieren, die nicht zu anerkannten Publikationen führen, wie zum Beispiel das Lehren oder den Diskurs mit der Gesellschaft – haben es daher wesentlich schwerer, die nötige metrische Aufmerksamkeit für ihr Schaffen zu erzeugen. In einem auf Publikation und Zitation optimierten System sprechen ihre Leistungen eben keine Bände.

Wissensbanden

Das gedruckte Buch ist als Wissensspeicher heute nicht mehr von zentralem Interesse. Stattdessen wan-

delt es sich als eBook zum flüchtigen elektronischen Genuss in matter Helligkeit auf papierähnlichem Bildschirm. Es zählen auch hier der schnelle Zugriff, die prompte Durchsuchbarkeit ohne Nachschlagen, und bestenfalls die Verlinkung der Inhalte zu externen Quellen per Klick. Es wird nicht mehr geblättert, sondern nur mehr fokussiert konzentriert. Man liest per Lizenz, kontrolliert durch ein digitales Rechte-management. Die langfristige Speicherung dieser digitalen Buchinhalte und der Schutz vor starken Sonnenstürmen sind nach wie vor offene Fragen mit denen sich *chief book strategists* beschäftigen.

Mit der fortschreitenden Digitalisierung verändern sich auch die Publikationsmärkte in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften sowie in all jenen Forschungsbereichen, in denen bislang das Buch wichtiger als die Zeitschrift war (Engels/Istenič Starčič/Kulczycki/Pölönen/Sivertsen 2018). Die oben genannten Charakteristika des eBooks sind für die wissenschaftliche Arbeit und den dort herrschenden Lese- und Publikationsdruck äußerst praktisch. Selbst wissenschaftliche Monografien sind inzwischen immer öfter kapitelweise online beziehbar und verlieren damit ihren Spannungsbogen, der vormals zwischen den Buchdeckeln im Text gespannt war. Dies ist freilich weniger problematisch, wenn die Monografie ohnehin aus einer Sammlung von Artikeln akkumuliert wurde. Für die Kuratierung und Herausgabe sowie das Studium des – meist posthumen – Gesamtwerks einer Autor*in scheinen diese Entwicklungen jedenfalls enorme Erleichterungen zu bringen, nicht zuletzt durch den Trend, die Onlineversion des wissenschaftlichen Werkes Open Access zur Verfügung zu stellen. Es ist anzunehmen, dass sich das Oeuvre-Format der *digital natives* mit zunehmender Digitalisierung weiter stark verändern wird. Man darf gespannt sein, wie das Verlags- und Herausgabewesen damit umgehen wird. In der Übergangsphase finden wir jedenfalls viele Arrangements, die sowohl die beschriebenen Publikationsmärkte als auch die wissenschaftlichen Bewertungsmetriken bestens zu bedienen wissen. So versammeln etwa Sammelbände wissenschaftliche Beiträge, die von verschiedenen Autor*innen verfasst wurden. Die Beiträge in solch einem Sammelband sind meist Originalwerke, also keine Wiederveröffentlichungen. Während die Herausgeber*innen von Zeitschriften oder die Komitees wissenschaftlicher Konferenzen oftmals als Torhüter bestimmter wissenschaftlicher Denkschulen oder Clubs im positiven Sinne beschrieben werden (Neylon 2015) – also als Hüter*innen der Qualität und Integrität –, gelten Sammelbände im naturwissenschaftlichen Kontext eher als nebensächliche Publikationsformen. Man gibt Festschriften zu Ehren berühmter Persönlichkeiten oder zur Feier wichtiger Erkenntnisse heraus,

übersetzt Fachwissen für Laien oder lädt Kolleg*innen für Beiträge in Lehrbüchern ein. Die vielbändigen Konferenzproceedings, die mehr dem *special issue* einer Zeitschrift ähneln, sind in diesen Disziplinen hoch angesehen und wichtig für die Bewertung der wissenschaftlichen Leistung.

In den Geistes-, Sozial-, und Kulturwissenschaften sind Beiträge in Sammelbänden jedoch zentrale Publikationsformate (Sivertsen/Larsen 2012) und insbesondere auch bedeutend für die wissenschaftliche Karriere. Mitunter wird besonderes Augenmerk auf die Versammlung der Beitragenden in einem Sammelband gelegt, um die epistem-ideologische Ausrichtung einer Kandidat*in besser einschätzen zu können. Traditionellerweise basieren solche Sammelbände ebenso auf der Zusammenkunft von bereits vorab verbundenen Personenkreisen, sei es durch gemeinsame Ziele, Wissenskulturen oder aber gemeinsam besuchte Veranstaltungen, etwa Workshops. Mit der Zeit werden wiederholt Sammelbände in ähnlichen Konstellationen herausgegeben, man lädt ein, wird eingeladen. Die akademische Höflichkeit gebietet eine solche Politik – wenn man es sich leisten kann. Die Zeiten, in denen Verlage die Kosten solcher Publikationen tragen, sind längst vorbei. Inzwischen zählen *edited volumes* zu den beliebtesten *Gold-Open-Access*-Geschäftsmodellen in den Geistes-, Sozial-, und Kulturwissenschaften. Mittlerweile wird auch hier entlang des Peer-Reviews unterschieden – es gehört dabei zur gängigen Praxis, dass die Beitragenden sich gegenseitig begutachten. Der Publikationsdruck in allen wissenschaftlichen Disziplinen hinterlässt jedenfalls auch im Sammelband seine Spuren, doch handelt es sich dabei heute weit weniger um einen „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ (Franck 1999) als um ein Kalkül der Bewertung, eine sehr gezielte Publikationsstrategie, um die Metriken der Aufmerksamkeit zu optimieren.

Nachdem hinlänglich bekannt ist, dass das akademische System in vielerlei Hinsicht wie ein Drogenkartell strukturiert ist – Außenseiter*innen sind bereit, auf Lohn und Sicherheit zu verzichten, um die Aussicht auf Prestige, Freiheit und relativ hohe Gehälter zu erhalten (Alfonso 2013) – macht es Sinn, auch die mafiosen Strategien hinter dem Publikationsgeschehen kurz anzustreifen. Sogenannte Zitationskartelle bestehen aus Autor*innen oder Zeitschriftenherausgeber*innen, die sich verbündet haben, um die Zitierhäufigkeit ihrer Artikel zu erhöhen, indem sie Artikel von Kartellmitglied*innen unverhältnismäßig häufiger zitieren als andere relevante Artikel. Man hat von Fällen gehört, bei denen Autor*innen von Herausgeber*innen dazu angehalten worden sein sollten, entweder die von der Zeitschrift veröffentlichten Artikel selbst oder andere Zeitschriften in-

nerhalb des Kartells zu zitieren (Davies 2012). Während Selbstzitate – man verweist auf eigene Werke – inzwischen von vielen automatischen Indizes und Metriken ausgesiebt werden (weiterführend Szomszor/Pendlebury/Adams 2020), sind Zitationskartelle immer noch schwer durch solch automatisiertes Vorgehen auszumachen. Neue relationale Detektoren sollen den Unterschied zwischen Denkschulenzugehörigkeit und *profile boosting* erkennen (Fister 2016). Erste Widerrufe, nämlich Rücknahmen von zu oft zitierten Artikeln und Aberkennungen von Rankings, zeichnen ein Bild eines rigider werdenden Kontrollsystems, welches jedoch kaum nachkommt, den Tricks der Banden entgegenzuwirken.

Fazit

Es werden heute mehr Zeitschriften und Wissenschaftsbücher denn je verlegt, gedruckt und online vertrieben, deren Erscheinungsformen in Zukunft weiter variieren werden. Das Schmökern zwischen den Buchdeckeln, das Wälzen inmitten eines abgegrenzten Wissensbestandes im Einband wird in der Wissenschaft gewiss weiter zurücktreten – und damit werden sich wohl auch die Einheiten und Formate des Denkens anpassen. In der Katalogisierung werden Bände den Versionen weichen, das **Bd.** wird durch *v* – die Version – ersetzt. Das Gesamtwerk im Kontext oder gar in der zeitlosen Wahrnehmung des Genies könnte dabei ebenfalls weichen. Stattdessen werden die neuen Verbindungen, die neuen Vernetzungstechniken des Denkens, immer spürbarer die traditionellen Bande des Wissens und die Fesseln des Marktes sprengen. Bis das der Fall ist, bleiben der Wissenschaft noch andere Optionen, ihre Publikationsmärkte zu regeln: So erstellen künstliche Intelligenzen ganz automatische Sammelbände aus den Verlagsarchiven und bereichern sie um Zusammenfassungen und Meta-Analysen. Sie könnten auch Artikel für Zeitschriften optimieren oder gar selbst schreiben, und hier nach strengen Zitationsregeln agieren, die sowohl den wissenschaftlichen Qualitätsansprüchen Rechnung tragen als auch den bibliometrischen Mess- und Bewertungsmethoden in optimierter Weise Genüge tun. Warum sollte nicht auch das selbständige Lesen von Büchern, das vielen im 19. Jahrhundert noch suspekt war, da man Angst vor „Lesesucht“ hatte (Bunz 2012), im 21. Jahrhundert den Maschinen überlassen werden? Nachdem die gelehrten Eliten dann auch die lästige Kontrolle des maschinellen Lernens auslagern konnten, ist der Weg frei, ganz neue Perspektiven auf die zarten, latenten Bande des Metawissens zu eröffnen.

Referenzen

- Alfonso, Alexandre (2013). How Academia Resembles a Drug Gang. *Impact of Social Sciences*. URL: kurzelinks.de/ri2d [01.04.2021]
- Bunz, Mercedes (2012). *Die stille Revolution. Wie Algorithmen Wissen, Arbeit, Öffentlichkeit und Politik verändern, ohne dabei viel Lärm zu machen*. Edition unseld, Bd. 7. Berlin: Suhrkamp.
- Coolidge, Harold J. (1932). *Archibald Cary Coolidge. Life and Letters*. Boston: Houghton Mifflin.
- Davies, Phil (2012). The Emergence of a Citation Cartel. *The Scholarly Kitchen*. URL: kurzelinks.de/5abq [01.04.2021]
- DeSolla-Price, Derek (1986). *Little science, big science... and beyond*. New York: Columbia University Press.
- Engels, Tim C.E./Istenič Starčič, Andrea/Kulczycki, Emanuel/Pölonen, Janne/Sivertsen, Gunnar (2018). Are book publications disappearing from scholarly communication in the social sciences and humanities?, *Aslib Journal of Information Management*, 70(6), 592–607.
- Eriksson, Stefan/Helgesson, Gert (2017). The false academy: predatory publishing in science and bioethics. *Med Health Care and Philos* 20, 163–170.
- Fister, Iztok/Fister, Iztok jr./ Perc, Matjaž (2016). Toward the Discovery of Citation Cartels in Citation Networks. *Frontiers in Physics*, 4, 49.
- Franck, Georg (1999). Scientific communication -- a vanity fair?, *Science* 286(5437), 53–55.
- Krebber, Gesa (2023). Hg. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 270–279.
- Lorenz, Thorsten (2023). (b)cc. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 122–129.
- Neylon, Cameron (2015). The Limits on “Open”: Why knowledge is not a public good and what to do about it. URL: kurzelinks.de/eynr [01.04.2021]
- Pfeifer, Wolfgang (1993). Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. URL: dwds.de/wb/etymwb/Band [01.04.2021]
- Schiefner-Rohs, Mandy (2023). Hrsg. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 262–269.
- Sivertsen, Gunnar/Larsen, Birger (2012). Comprehensive bibliographic coverage of the social sciences and humanities in a citation index: an empirical analysis of the potential. *Scientometrics*, 91(2), 567–575.
- Szomszor, Martin/Pendlebury, David A./Adams, Jonathan (2020). How much is too much? The difference between research influence and self-citation excess. *Scientometrics*, 123, 1119–1147.

